

Jäger und Förster – zwei Seelen ach in einer Brust. Ein Streifzug durch die Jahrhunderte

Sigrid Schwenk^{1*}

Öffentliche Kritik an Jagd und Jägern

Jagd und Jäger sind heute mehr denn je Gegenstand öffentlicher Kritik. Vor allem, wenn es um den schlechten Zustand unserer Wälder geht, wenn das Schreckgespenst des sterbenden Waldes oder die Horrorvision toter Wälder auftaucht, geraten die Jäger ins Kreuzfeuer, da sie – nur um ihrer eigenen Lust zu frönen und wider ihrer besseren Einsicht – untragbar hohe Schalenwildbestände herangehegt hätten und sich standhaft weigerten, zur Reduktion des Schalenwildes spürbar beizutragen. Zaunlängen von unvorstellbarer Größenordnung (man spricht von einer Entfernung München – Peking allein für bayerische Zäune) zum Schutz des Jungwuchses gegen Schalenwild, der dafür nötige finanzielle Aufwand (im bayerischen Staatswald rund 27 Mio DM jährlich), der hohe, durch Schalenwild verursachte Verbiss, die dadurch entstehenden wirtschaftlichen Einbußen, die strukturellen Schäden am Wald durch Entmischung und die Unmöglichkeit, naturgemäßen Waldbau zu betreiben, werden – die Jäger anklagend – hervorgehoben. Die Jäger wiederum rügen die von den Forstleuten zu verantwortenden Monokulturen, die Fehler im Waldbau, die verbreitete Wildfeindlichkeit vor allem unter den jüngeren Forstleuten, die dem Wild aus verschiedensten Gründen den ihm zustehenden Platz streitig machten – und schon gehen die Wogen der Erregung hoch, statt sachlicher Diskussion werden gegenseitige Schuldzuweisungen getroffen, versuchte sachliche Argumente gehen in der aufgeheizten Atmosphäre emotioneller Unlogik unter.

Und wer dann – so wie ich, nunmehr seit fast 30 Jahren Jägerin, zugleich aber forstlich habilitiert, an einer forstwissenschaftlichen Fakultät „Kultur und Geschichte der Jagd“ lehrend und fest verhaftet im forstlichen Umfeld – „zwei Seelen ach in seiner Brust trägt“, wer sich Wald ohne Wild nicht vorstellen kann, aber trotz des Wildes – und letztendlich für das Wild – einen den natürlichen Gegebenheiten angepassten, standortgemäßen, artenreichen, gestuften und damit stabilen Mischbestand erhalten oder wieder begründen möchte, ohne dabei erhebliche Teile des Waldes auf viele Jahre „hinter den Zaun verbannen“ zu müssen, der sucht nach Möglichkeiten, durch den Wall von aufgepeitschten Emotionen eine Bresche für sachliche Argumente, eine ausgewogene, objektive Beurteilung und mögliche, für alle akzeptable Kompromisse zu schlagen.

Historischer Ansatz

Einen guten Ansatzpunkt hierzu schenkt die historische Sichtweise, denn wenn wir wissen, woher wir kommen, können wir weit treffender beurteilen, wo wir stehen, und verantwortungsbewusster entscheiden, wohin wir gehen wollen. Dazuhin bietet die Übersicht über längere Entwicklungsphasen oft ein klareres Bild als reine Momentaufnahmen, vor allen dann, wenn der räumliche und zeitliche Abstand fehlt und stattdessen persönliche Betroffenheit den Ausschlag gibt.

Jagd als kulturelles Phänomen

Zunächst einmal – und dies mag manchen verwundern – sei auf die Nähe von Jagd und Kultur, auf die „kulturschaffende Kraft jagdlichen Tuns“ hingewiesen.

Eines der wichtigsten Kennzeichen von „Kultur“ ist die nur dem Menschen eigene Fähigkeit zur Objektivation seiner geistigen Leistung. Nur er – und kein „vernunftbegabtes Tier“ – ist imstande, einer Idee eine dauerhafte Form zu verleihen, eine Form, die als Ergebnis einer schöpferischen Leistung eine Selbständigkeit gewinnt und ihren Schöpfer überlebt, sei es als handwerkliches oder künstlerisches Erzeugnis oder als fortwirkendes gesprochenes oder geschriebenes Wort. Kulturgeschichte ist die Geschichte derartiger Objektivationen.

Ich weiß sehr wohl, dass ich mich mit dieser Auffassung in Gegensatz zu manchem Vertretern der Evolutionsbiologie setze, doch besteht meiner Meinung nach ein qualitativer, nicht nur ein quantitativer, Unterschied zwischen Mensch und Tier, und dies nicht nur aus christlicher Sichtweise. Dabei wird nicht geleugnet, dass auch der geistige Prozess, den der Mensch – und eben nur der Mensch – durchlaufen hat, ein Entwicklungsvorgang war – nur erfolgte diese Entwicklung nach anderen Maßstäben als denen der neodarwinistischen Evolutionstheorie.

Kultur lässt sich als die Gesamtheit aller ausschließlich dem Menschen eigenen Qualitäten und Leistungen auffassen. Kultur ist also alles das, was dem Tier nicht eigen ist. Die Anfänge der Kultur werden wohl – schon wegen der geringen Zahl der auf uns überkommenen Artefakte – niemals mit letzter Schlüssigkeit ermittelt werden können. Aber es scheint sicher, dass die Jagd an der Wiege der Kultur stand: Die Anfänge von Technik und Wirtschaft,

¹ Tiergarten 24, D-96103 Hallstadt

* Ansprechpartner: Univ. Dr. DDI Sigrid Schwenk, sigridschwenk@web.de

Sozialordnung und Rechtsentwicklung, Sprache, Musik und bildender Kunst, von Mythos und Religion sind im Umfeld jagdlichen Tuns und Handelns zu suchen und zu finden. Die ersten Menschen, die sich durch das, was wir als Kultur auffassen, essentiell von Tieren unterschieden, waren Jäger. Sie hatten – wie die früh bezeugte Grablege beweist – im Gegensatz zum Tier die Endlichkeit des eigenen Lebens und die Unentrinnbarkeit des Todes erkannt und begründeten mit der Erinnerung an das Verlorene auch das erste Geschichtsbewusstsein.

Jagd als Überlebensstrategie und die „neolithische Revolution“

In dieser ersten, lang andauernden, von der Jagd geprägten Phase menschlicher Entwicklung war jagdlicher Erfolg – neben dem Sammeln – Hilfe zum Überleben: Das erbeutete Tier sicherte die Grundlage für die Ernährung wie für die Beschaffung wichtiger Rohmaterialien (Knochen, Felle, Sehnen).

Im Neolithikum (in der Jungsteinzeit), als der Mensch lernte, Tiere zu domestizieren und Ackerbau zu treiben, fand diese Periode ihr Ende. Mehr als der Ackerbau führte das Aufkommen der Viehzucht zu einer Neuorientierung der Wirtschaft, in der die Jagd keine nennenswerte Bedeutung mehr hatte. An die Stelle der bislang die Nahrungsgrundlage bildenden Wildtiere traten in rascher Aufeinanderfolge die domestizierten Tiere. Dies können wir aus dem Knochenmaterial vieler erhalten gebliebener und ausgewerteter Abfallhaufen ersehen: Während sie zuvor nur Wildtierknochen aufwiesen, fanden sich nun in zunehmendem Maße Knochenreste von Haustieren. Der Anteil der Wildtierknochen reduzierte sich bis zum Ende des Neolithikums auf etwa 1 – 2 %.

Neue kulturelle Funktionen der Jagd

Doch mit dem Verlust eines Großteils ihrer wirtschaftlichen Bedeutung war für die Jagd der ihres kulturellen Wertes nicht gekoppelt. Sie wurde vielmehr zum Instrument der Erziehung und Ertüchtigung, vornehmlich der jungen Männer: Sie gab Gelegenheit, viele Fähigkeiten zu üben, die Voraussetzung für eine verantwortungsvolle Stellung in der Gesellschaft waren. Sie förderte das Vermögen, in Gemeinschaft (im Team) zu handeln, eine Situation schnell zu überschauen und richtig einzuschätzen, sichere Entschlüsse zu fassen, das als richtig Erkannte rasch durchzuführen, Mut zu beweisen, handwerkliches Können zu besitzen und sich körperlich leistungsfähig zu erhalten – alles Fähigkeiten, die für einen Herrscher, Staatsmann oder Entscheidungsträger von hohem Wert waren.

Der Wald und die „forestarii“

Und nun von der Jagd zum Wald: In Mitteleuropa finden wir in der Eisenzeit (der Hallstatt- und Latènezeit) Fichtenwald auf den Mittelgebirgshöhen, Buchenwald in den Hanglagen, Eichen-Buchenwald im Hügelland und auf ärmeren Böden des Flachlandes (dort auch mit Linde und Kiefer gemischt), Eichen-Hainbuchenwald auf besseren Böden des Flachlandes, auf feuchten Standorten Erle und Birke und auf trockenen Kiefer. Mit Ausnahme von Berg- und

Sumpfgewässern war der Raum bereits durchgehend dünn besiedelt, ohne jedoch die natürliche Waldlandschaft durch die planlosen Rodungen der einzelnen Sippen wesentlich zu verändern.

In der Römerzeit dürfte dann rund ein Viertel des Waldes, der ursprünglich fast das ganze Land bedeckt hatte, zu Besiedlungszwecken gerodet gewesen sein, aber in der Völkerwanderungszeit wurden viele Rodungen wieder aufgegeben und verwandelten sich zurück in Wald.

Nach und nach wurden aus dem Wald – als Landschaftsform und Pflanzengesellschaft besonderer Art – „Forsten“ herausgelöst, indem bisher herrenlose oder als Gemeingut geltende Waldteile in Sonderverfügung (Sondernutzung) übernommen wurden – von Königen, Landesherren, Grundherren oder Gemeinschaften. So errichteten die fränkischen Könige im 8. Jahrhundert die ersten Bannforste, in denen allen, außer dem Inhaber der Bannrechte, die Jagd und gewisse Forstnutzungen bei hohen Strafen untersagt waren. In einer Periode, in der auch ungünstigeres Gelände durch gezielte Rodungstätigkeit besiedelt wurde und vor allem die Klöster eine bedeutende Kolonisation betrieben, behielt sich also der Herrscher durch Bannlegung großer Waldgebiete zur alleinigen Nutzung vor und setzte zu ihrer Verwaltung „forestarii“ ein, die zuerst für das Wild und dann für den Lebensraum des Wildes, den Wald, zu sorgen hatten. So oblag dann den Förstern (nichts anderes sind die „forestarii“) von Anfang an die Pflege des Wildes und des Waldes – eine Tatsache, die gar manchem heutigen jungen Försternachwuchs ins Stammbuch zu schreiben wäre – wie ja der ursprüngliche Zweck der Bannlegung die Erhaltung der Jagd (der Wildbann), später auch die Schonung und Pflege des Holzes durch Rodungsverbote und Nutzungsbeschränkungen war.

Von der „Inforestation“ zur „Regalität“

Bis zum 13. Jahrhundert gab es nur den Königsbann, doch wurde das Recht des Wildbannes auch zu Lehen vergeben. Mit Kaiser Friedrich II ging das Bannrecht auf die Landesherren über; sie beanspruchten nun das Jagdrecht in ihrem ganzen Territorium als Regal, ließen jedoch den niederen Adel an dem als nicht so wichtig geltenden Teilen der Jagd partizipieren – die Jagd wurde aufgeteilt in „Hohe“ und „Niedere Jagd“, das Wild entsprechend in „Hochwild“ und „Niederwild“, ursprüngliche Rechtsbegriffe, die sich bis heute erhalten haben. Dem „gemeinen Mann“ blieb in der Regel lediglich der Vogelfang. So folgte in der Jagdrechtsentwicklung auf die Periode des „Freien Tierfangs“ die der „Inforestation“ und die der „Regalität“.

Im 11. und 12. Jahrhundert erreichte die Rodungstätigkeit aufgrund wachsender Bevölkerungszahlen einen Höhepunkt. Der Wald, der mit seinen Erzeugnissen die Grundlage der damaligen Volkswirtschaft bildete, wurde vornehmlich in der Nähe größerer Ansiedlungen über Gebühr genutzt. Holz diente nicht nur zum Bau von Häusern, Brücken, Schiffen und Fahrzeugen, Möbeln, Werkzeugen und Gerätschaften, sondern auch als Lichtquelle und – neben der Wasserkraft – als wichtigster und nahezu einziger Energielieferant. Dazuhin wurden die siedlungsnahen Waldgebiete zur Viehweide, Schweinemast, Streu-, Teer-,

Harz-, Gerbrinden-, Pottaschengewinnung und Imkerei verwendet. Der teils desolate Zustand des Waldes und die Angst vor Holznot führten seit Ende des 13. Jahrhunderts zu den ersten obrigkeitlichen Forstordnungen, um einer zügellosen Übernutzung des Holzes und einer übermäßigen Rodung zu steuern.

Im 14. Jahrhundert brachte dann der „Schwarze Tod“ – die Pest, ausgehend von der Krim im Frühjahr 1347 und ganz Europa bis Novgorod überziehend – mit vielen Millionen von Toten das Aussterben ganzer Generationen, die Entvölkerung von Ortschaften und Landstrichen – und somit ein vorübergehendes Nachlassen des Bevölkerungsdrucks in vielen Gebieten.

Schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts – genauer: zu Ostern 1368 – setzte der Nürnberger Ratsherr Peter d.Ä. Stromeir (Stromer) mit seiner „künstlichen Nadelholzsaat“ in den Nürnberger Reichswäldern ein Zeichen.

Ende des 15. Jahrhunderts dürfte der Wald auf seine heutige Ausdehnung zurückgedrängt gewesen sein und im 16. Jahrhundert begann dann – vor allem im Umkreis der Städte – eine zeitlich und räumlich geordnete Holznutzung sowie durch Saat und Pflanzung eine Wiederbegründung des Waldes – der Anfang einer geregelten Forstwirtschaft.

Von der „hohen Kunst des Jagens“ zur ungezügelten „Lust am Jagen“

Zurück zur Jagd: In der Periode der Regalität wurde die Jagdausübung immer stärker verfeinert, das Berufsjägerkorps entstand, Jägersprache und jagdliches Brauchtum bildeten sich heraus und wurden von Adel und Berufsjägern gleichermaßen gepflegt. Der zunehmende „Festcharakter“ der Jagd, die zur Darstellung herrschaftlicher Macht gegenüber Gästen und Untertanen diente, erforderte eine immer bessere funktionierende Organisation und eine immer größere Zahl von Bediensteten und Helfern, Hunden, Pferden, Beizvögeln, Tüchern, Netzen, Lappen, Schusswaffen und sonstigen Gerätschaften. „Eingestellte oder deutsche Jagen“ und – nach 1680 – die französische Vorbild folgenden „Parforcejagen“ wurden mit großem Aufwand minutiös vorbereitet und bisweilen in Bildern, Zeichnungen und Berichten für die Nachwelt festgehalten.

Dass dabei die ungezügelte Jagdleidenschaft mancher Adelligen Anlass zu heftiger Kritik bot, dass einer der Gründe für die Bauernkriege in der drückenden Belastung der Bauern durch Jagdfroendienste sowie durch Jagd- und Wildschaden an Äckern und Wiesen zu suchen ist, soll nicht verschwiegen werden. Aber es dürfen darüber nicht die großen kulturellen Leistungen im Gefolge der Jagd übersehen werden: Schlösser, Bilder, Tapisserien, Porzellane, Fayencen, Gläser, Tafelaufsätze, Plastiken, kunstvolle Uniformen, Waffen und Geräte, Bücher, Gedichte, Musik- und Theaterstücke. Dazuhin war die Jagdleidenschaft einzelner Herrscher, Adelliger und Patrizier mit ein Grund zur Erhaltung großer zusammenhängender Waldgebiete und wertvoller Baumbestände als Lebensraum für das Wild, vornehmlich für Rot- und Schwarzwild. Die Aufgabe des „hirsch- und holzgerechten Jägers“ war neben der gekonnten Ausrichtung der Jagden mitsamt kunstvollem Einsatz der Hunde vornehmlich die Bereitstellung von in Quantität und Qualität genügendem

Wild als Jagdbeute. So geschah auch der Schutz wertvoller, teilweise bis in unsere Zeit überkommener Baum- und Waldbestände in der Regel nicht um der Bäume und der Wälder selbst willen, sondern als Nahrungsgrundlage für das darin herangehegte Wild.

Und auch die großen „Jagdereignisse“, die „Eingestellten oder deutschen Jagen“ etwa, bei denen das zu bejagende Wild oft über Tage hinweg zusammengetrieben, mit hohen Tüchern und Netzen umstellt, in den Außenbezirken „verlappt“, teils kunstvoll nach Tierarten und Geschlechtern „separiert“ und dann von einer „Kammer“ so lange über einen „Lauf“ in die andere „Kammer“ hin- und wieder zurückgetrieben wurde, bis auch das letzte Stück vom Gastgeber und seinen Gästen erlegt werden konnte – diese „Jagen“ sind keinesfalls unter heutigen jagdlichen oder gar ethischen Gesichtspunkten zu beurteilen (unserem heutigen Verständnis nach sind sie wohl kaum noch als „Jagden“ zu bezeichnen, da das Wild die nach unserer Jagddefinition nötige Entkommenschance praktisch nicht besaß und so eher wie ein Tier in Schlachthofatmosphäre zu Tode gebracht wurde).

Um historisch zu urteilen, sind Ereignisse stets zunächst aus ihrer eigenen Zeit, unter den jeweils gegebenen Umständen zu sehen. Und eine Zeit, die nichts dabei fand, Tausende von Menschen nach quälenden Verhören und Torturen als Hexen und Hexer zu verbrennen, hatte nicht nur ein anderes Verhältnis zum Mitmenschen, sondern auch ein anderes Verhältnis zum Tier. Das Tier galt als Sache, mit der man beliebig umgehen konnte, über die man nach Gutdünken verfügen konnte, weil man sie keiner Empfindungen, auch keiner Schmerzempfindungen, für fähig hielt.

Bewusstseinswandel in der 2. Hälfte des 18. und der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts

Dies wandelte sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in der sich die bedeutendste geistesgeschichtliche Änderung im Hinblick auf die heutige Jagd vollzog. Dieser Umbruch, der das gesamte, menschliche Zusammenleben in unserem Kulturkreis erfasste – man denke nur an die Französische Revolution und ihre Auswirkungen, auch auf die deutschen Gebiete – lässt sich durch Schlagwörter wie Aufklärung, Rousseau, Kant, Lamarck oder (später) Darwin kennzeichnen. In der Aufklärung entdeckte der Mensch, dass er selbst denken, sich selbst bestimmen, sein Wertesystem selbst definieren konnte, er erkannte seine Autonomie und er begriff – im wahrsten Sinne des Wortes – die Natur, ihre Schönheit und eine von ihr ausgehende neue Kraft. Er projizierte alles Geschehene, also auch die Jagd, in eine von der Natur bestimmte Umwelt. Gleichzeitig entdeckte er durch die Evolutionstheorie das Tier als Lebewesen, als Mitgeschöpf, ja als Verwandten seiner selbst. Und der erkannte seine Verantwortung für die Natur und für die Lebewesen in ihr.

Vieles, was sich im 19. Jahrhundert in der Jagd unseres Kulturkreises vollzog, war beeinflusst von diesen neuen Erkenntnissen: Jagdzeitschriften und Jägervereinigungen entstanden, um den Jäger und Förster mit den neuen naturwissenschaftlichen Kenntnissen vertraut zu machen, der auf die Erfordernisse des Geländes und der deutschen

Jagdtechnik ausgerichtete Jagdgebrauchshund wurde herausgezüchtet, um dem Wild vor und nach dem Schuss vermeidbare Schmerzen möglichst nicht zuzufügen. Ebenso spielten bei der Entwicklung des kleinen, rasanten, auf große Entfernungen treffsicheren Geschosses und beim Einsatz optischer Geräte (Zielfernrohr und Fernglas) bei der Jagd derlei Überlegungen auch eine Rolle. Einzelne Förster und Jäger – häufig als „hirsch- und holzgerechter Jäger“ in einer Person – machten bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts darauf aufmerksam, dass Feldraine, Feldgehölze und Schilfgürtel zu erhalten oder wieder zu begründen seien, dass nicht jede feuchte Wiese trockengelegt werden sollte, da dies alles Lebensraum bedeute, nicht nur für das Wild, sondern für die Tiere insgesamt, dass Baumdenkmäler zu schützen seien und Waldbau ästhetische Gesichtspunkte mit berücksichtigen solle. Was heißt dies anderes, als zumindest ansatzweise „Biotophege“ zu betreiben, allerdings ohne diesen modernen Terminus dafür zu verwenden. Das Verantwortungsbewusstsein für das immer mehr als Lebewesen empfundene Tier und seinen Lebensraum wurde immer stärker und führte bereits 1901 zu Erscheinen eines Buches mit dem Titel „Ethik und Ästhetik im Waidwerke“. Noch einmal: Es waren vor allem die „hirsch- und holzgerechtem Jäger“, welche „zwei Seelen ach ihrer Brust vereinigten“, die diese Entwicklung maßgeblich vorantrieben. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren – parallel zur mehr naturwissenschaftlichen Ausrichtung der Jagd – die ersten forstlichen Meisterschulen entstanden, denen forstliche Fakultäten an bestehenden Lehranstalten folgten.

Die 1848er Revolution und ihre Folgen für die Jagd

In der 1848er Revolution wurde dann mit einer grundsätzlichen Neuordnung des Jagdrechts die Basis unseres heutigen Reviersystems gelegt: Das Jagdregal wurde aufgehoben, das Jagdrecht an Grund und Boden gebunden und kurz darauf vom Jagdausübungsrecht getrennt, das selbst genutzt oder verpachtet werden konnte, wobei Mindestgrößen der Jagdfläche vorgeschrieben waren. In den meisten Fällen taten sich Eigentümer kleinerer Grundflächen zu Jagdgenossenschaften zusammen, um gemeinsam über einen bejagbaren oder verpachtbaren Jagdbezirk zu verfügen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verzeichneten Forstwissenschaft und Forstwirtschaft einen beträchtlichen Aufschwung, wenn auch bisweilen unvorhergesehene Kalamitäten in den schnell heranwachsenden Monokulturen böse Rückschläge verursachten. Doch konnte in einem Zeitraum von gut 100 Jahren (bis in die 70er Jahre unseres Jahrhunderts) die Holznutzung pro Jahr und Hektar um nahezu das Dreifache und der Nutzholzertrag (ohne Brennholz) um das Zehnfache pro Jahr und Hektar gesteigert werden.

Forderungen der Gesellschaft an die Jäger von heute

Wertewandel

Doch heute stehen wir in einer totalen Umwertung aller Werte. Während es vor noch nicht allzu langer Zeit ein abso-

luter Wert war, aus Land und Forstwirtschaft möglichst hohe Erträge zu erwirtschaften, sind heute diese Ziele angesichts steigender agrarischer Überproduktion, fallender Preise für Agrargüter und Holz und vielfacher neuer Funktionen und Anforderungen an den Wald und die unbewaldete Natur nicht mehr unangefochten gültig, ja haben sich zum Teil (man denke an die Schlagwörter Extensivierung der Landwirtschaft, Flächenstilllegungen und die vielfachen Waldfunktionen) stark geändert oder gar ins Gegenteil verkehrt.

Dazuhin kommen die Veränderungen in unserer Gesellschaft und der immer größer werdende Druck einer zahlenmäßig gerade in den letzten Jahren sprunghaft angestiegenen Bevölkerung, eines stark angewachsenen Freizeitvolumens mit einer breiten Palette von Freizeitvergnügungen einer erfindungsreichen Freizeitindustrie (vom Joggen über Tiefschneeskifahren, Mountainbiking bis hin zum Paragleiten) auf die uns umgebende Natur.

Nicht nur, dass fast alle unserer früheren Werte nicht mehr tragfähig erscheinen (z.B. Familie, Vaterland, Religion), auch unser Verhältnis zum Tod hat sich grundsätzlich geändert: Wir haben den Tod aus unserem Leben verdrängt, eine Entwicklung, deren Beginn wir schon vor dem Zweiten Weltkrieg in Amerika verfolgen können und die heute weltweit festzustellen ist: Aufgrund seiner immens wachsenden technischen Möglichkeiten setzte sich im Menschen mehr und mehr die Vorstellung durch, für ihn sei alles machbar. Nur an einem Punkt wurde er immer und immer wieder darauf hingewiesen, dass diese Selbsteinschätzung eine Selbstüberschätzung sei: bei dem für ihn nicht überwindbaren Tod. Doch was tut man mit einer Sache, die in das von sich selbst gezeichnete Bild nicht passt? Man verdrängt sie. Und so machten wir es mit dem Tod, wobei die Intensivmedizin diesen Verdrängungsprozess noch erleichterte – denn die meisten sterben in Kliniken und nicht mehr im Kreis der eigenen Familie. So sind wir uns nicht mehr bewusst, dass ein Leben ohne Tod unmöglich ist und dass jeder, der lebt, notgedrungen etwas tötet, um leben zu können. Dies ist auch nicht anders bei einem Vegetarier, denn auch in der Pflanze steckt das Prinzip des Lebens. Wir Menschen, die wir vernunftbegabte Wesen sind, die wir eine höhere Verantwortung tragen als alle anderen Lebewesen, müssen uns dieser unauflösbaren Verknüpfung bewusst sein: Der Tod ist dem Leben inhärent. Ein Jäger, der das, was ihm die Natur als nachwachsende Ressource anbietet, nachhaltig nutzt, mordet nicht, und schon gar nicht aus Lust.

Verhältnis zur Natur

Sodann unser verändertes Verhältnis zur Natur: Nicht zuletzt durch Umweltkatastrophen aufgeschreckt, interessieren sich die Menschen heute mehr denn je für die Natur – doch steht diesem Interesse an der Natur eine erschreckende Unkenntnis um die Natur gegenüber: Denn häufig wird Natur nur noch „second hand“, durch das Fernsehen, erfahren. Wenn wir kein Gespür mehr dafür haben, dass Natur „draußen stattfindet“, dass das kleine, aber direkte Erlebnis in der Natur uns empfinden und – im wahrsten Sinne des Wortes – begreifen lässt, was in unserer Umwelt vorgeht, wenn wir es nicht mehr fertig bringen, unserer Jugend zu zeigen, was es heißt, Natur zu ergehen, zu erwandern, zu erfahren, dann können wir nicht erwarten, dass sie ihre Aufgabe da-

rin sieht, Natur zu schätzen oder zumindest pfleglich oder verantwortlich mit ihr umzugehen. Wer die Schönheit der Natur empfindet, wer die Großartigkeit ihrer Zusammenhänge sieht, wer sie als Geschenk der Schöpfung begreift, wer sie in ihrem sensiblen Gefüge erkennt – der wird sie schätzen und schützen.

Verhältnis zum Tier

Weiterhin unser verändertes Verhältnis zum Tier. Hier droht meines Erachtens eine der größten Gefahren für die Fortentwicklung unserer ganzen Gesellschaft. Unsere Naturferne, die eine erschreckende Unkenntnis natürlicher Zusammenhänge mit sich bringt, beginnt merkwürdige Blüten hervorzutreiben. Wer allein den Schutz des einzelnen Tieres im Auge hat, es dabei noch in eine menschliche Gestalt presst, es also unzulässiger Weise vermenschlicht und es dadurch nicht mehr tierartengerecht behandelt, wer in der Natur nur eine einzelne Art schützt, ohne sich darum zu kümmern, was dadurch für die anderen Arten entsteht, der hat das Prinzip der Natur nicht begriffen. Denn in der Natur wird nicht das Individuum geschützt, sondern bestenfalls die Art, in der Regel das System. Wer aus irgendwelchen Überlegungen heraus eine Art über Gebühr und widernatürlich unter übertriebenen Schutz stellt, kann dadurch von dieser geschützten Art abhängige Arten in Gefahr bringen. Wir müssen uns doch klarmachen, dass es durch einen übertriebenen Elsternschutz unumgänglicher Weise manchen Singvogelarten an den Kragen gehen muss – da es sich bei der Natur um ein hochempfindliches vernetztes System handelt, das sich in einem Fließgleichgewicht befindet und bei dem jeder unkontrollierte oder übertriebene Eingriff auf der einen Seite etwas auf der anderen Seite in Gefahr bringen kann. Solche Uneinsichtigkeit konnte zu einer negativen Spielart der an sich so positiven Tierschutzbewegung, den „militanten Tierschützern“, etwa der „Vierpfotenbewegung“, führen. Und wenn Mitglieder solcher „autonomen“ Tierschutzgruppen in öffentlich-rechtlichen Medien zeigen und verkünden dürfen, wie sie Hochsitze ansägen und dadurch billigend Verletzungen, ja sogar den Tod von Jägern und Jagdunbeteiligten, die vielleicht aus Neugierde einen solchen Hochsitz erklettern, in Kauf nehmen, ohne dass ein Schrei der Empörung durch die Nation geht, dann ist das ein schlechtes Zeichen. Und wenn der Kinderschutzbund weit weniger Interesse findet als der Tierschutzbund, so halte ich dies für ein Warnsignal. Wer das Tier und den Menschen auf eine Stufe zu stellen versucht, tut damit nicht nur dem Tier keinen Gefallen, da er es nicht mehr seiner Art, seinen Bedürfnissen entsprechend behandelt, sondern nimmt schlimme Folgen – und diese Gefahr scheint mir heute noch nicht genügend gesehen zu werden – für das menschliche Zusammenleben in Kauf. Der Mensch könnte in dieser neuen Ordnung zwar ein Einzelwesen, ein Individuum bleiben, da aber in der Natur die Art immer höher steht, also in diesem Fall der Mensch als Spezies, würde das – wenn von da die Rechte des menschlichen Einzelwesen abgeleitet werden – bedeuten, dass die Art immer den Vorrang hätte und der einzelne nur so viel Wert besäße, wie er in die Existenz der Art einbringt, zunächst einmal durch die Arterhaltung, durch die Fortpflanzung, und dann in dem Maße, wie er innerhalb der Art Mensch die Gemeinschaft

funktionsfähig halten kann. Das heißt aber, dass er in seiner Würde und in den daraus zu ziehenden Rechten an seine Funktion innerhalb der Art gebunden würde. Dies hätte unübersehbare Folgen für alte, für unheilbar Kranke oder körperlich wie geistig behinderte Menschen, da viele von ihnen keine Existenzberechtigung durch eine Funktion für die Art mehr hätten.

Und für uns Christen muss die Frage sein, ob es uns gelingt, das spezifische christliche Menschenbild – der Mensch als Ebenbild Gottes – rational so einzuholen, dass es transkulturell vermittelbar und auf diese Weise verbindlich wird. Doch auf alle Fälle – auch ohne spezifisch christliche Begründung – muss der Mensch sich seiner doppelten Stellung im System bewusst sein und muss „ja“ dazu sagen – als Teil der Schöpfung und zugleich als Verantwortlicher für die Bewahrung dieser Schöpfung, die er nicht eigensüchtig für sich allein in Anspruch nehmen und für seine Zwecke ausbeuten darf.

Unser heutiges Wertesystem

Damit komme ich nun nochmals auf die wohl schwerwiegendste Veränderung in unserer Gesellschaft zurück: zur Veränderung unseres Wertesystems. Viele unserer früheren Werte sind heute brüchig geworden, gelten nicht mehr. Unser früheres Wertesystem hat sich aufgelöst – wir sind in einem Wertewandel begriffen. Uns fehlt ein allgemein gültiges oder allgemein anerkanntes Wertesystem, in dem auch die Verantwortung jedes einzelnen für unsere Kulturlandschaft verankert ist. Denn unsere „Natur“ ist eine vom Menschen gestaltete Kulturlandschaft, die wir zu verantworten haben und zu der wir „ja“ sagen können – hat sie uns doch eine weit größere Artenvielfalt gebracht als etwa der verhältnismäßig artenarme Urwald bot. Unsere Aufgabe ist es nun, uns gemeinsam und voll verantwortlich für die Erhaltung dieser Artenvielfalt einzusetzen und mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln zu versuchen, dem Artenschwund Einhalt zu gebieten.

Das Prinzip Verantwortung (Hans Jonas)

Ein führendes Meinungsforschungsinstitut in Amerika hat festgestellt, dass das letzte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts durch zwei Schlagwörter gekennzeichnet sei: Umwelt und Ethik. Und wirklich: Umweltethik ist das Gebot der Stunde. Wir sind durch unsere immens gewachsene Technik wohl das erste Mal in unserer ganzen Menschheitsgeschichte in die Lage versetzt, uns selbst und unseren gesamten Lebensraum zu vernichten. Wir hatten früher schon die Möglichkeit, Teile dieses Lebensraumes zu zerstören – und wir haben sie wahrhaftig oft genug auch wahrgenommen. Aber die globale Vernichtung unseres gesamten Lebensraumes ist erst heute durch unser technisches Wissen und Können möglich geworden. Dies erfordert von uns, dass im selben Maß, wie unsere Technik größer geworden ist, auch unser Verantwortungsbewusstsein wächst. Hans Jonas („Das Prinzip Verantwortung“ 1979) hat darauf hingewiesen, dass unser Verantwortungsbewusstsein nicht mit der Entwicklung der Technik Schritt gehalten habe und dass wir eine globale Verantwortung in neuer, bisher nicht gekannter Dimension entwickeln müssten: „Die moderne Technik hat Handlungen

von so neuer Größenordnung, mit so neuartigen Folgen eingeführt, dass der Rahmen früherer Ethik sie nicht mehr fassen kann . . . Man nehme zum Beispiel, als die erste größere Veränderung in dem überkommenen Bild, die kritische Verletzlichkeit der Natur durch die technische Intervention des Menschen – eine Verletzlichkeit, die nicht vermutet war, bevor sie sich in schon angerichtetem Schaden zu erkennen gab. Diese Entdeckung, deren Schock zu dem Begriff und der beginnenden Wissenschaft der Umweltforschung (Ökologie) führte, verändert die ganze Vorstellung unserer selbst als eines kausalen Faktors im weiteren System der Dinge. Sie bringt durch die Wirkungen an den Tag, dass die Natur menschlichen Handelns sich de facto geändert hat und dass ein Gegenstand von gänzlich neuer Ordnung, nicht weniger als die gesamte Biosphäre des Planeten, dem hinzugefügt worden ist, wofür wir verantwortlich sein müssen, weil wir Macht darüber haben. Und ein Gegenstand von welcher überwältigender Größe, wogegen alle früheren Gegenstände menschlichen Handelns zwerghaft erscheinen! Die Natur als eine menschliche Verantwortung ist sicher ein Novum, über das ethische Theorie nachsinnen muss.“

„Frei gewählte Zukunftsverantwortung“ (Hans Jonas) und Jagd

Die Errungenschaften des Fortschritts haben uns neue Horizonte eröffnet. All das, was Genetik, Medizin, Chemie, Physik, Biologie, Pharmazie, Transport und Technik allgemein ermöglichen, fordert von uns eine „Verantwortung in einem bisher unanwendbaren Sinn, mit ganz neuen Inhalten und nie gekannter Zukunftsweite“ (Hans Jonas). Wir müssen mehr denn je erkennen, welche große Verantwortung wir tragen – und wir Jäger und Förster stehen gleichermaßen ganz besonders in dieser Verantwortung, weil es sich bei uns um eine (wie Hans Jonas es nennt) „freigewählte Zukunftsverantwortung“ handelt: Niemand von uns ist gezwungen worden, Jäger oder Förster zu sein. Aber indem wir es für uns gewählt haben, haben wir nicht nur die vermehrte Freude des Umgangs mit der Natur, sondern auch die vermehrte Verantwortung der Sorge dafür erhalten – eine „Zukunftsverantwortung“, eine Verantwortung, die über unsere (der Menschheit) Zukunft entscheidet.

Und hier haben wir noch einiges zu lernen, etwa – und dies erscheint mir ganz besonders wichtig zu sein – nicht in Konfrontation zu gehen zu den anderen Naturnutzern, ob es Land- und Teichwirte, Fischer oder Naturschützer sind, denn auch sie gehören zu den Naturnutzern – wie andererseits nachhaltige Nutzung der Natur ohne gleichzeitigen Naturschutz nicht möglich ist. Wir müssen mit ihnen in eine Kommunikation eintreten, wir müssen konstruktive Zusammenarbeit pflegen. Nur wenn wir alle miteinander versuchen, nicht emotionslos, aber ohne übersteigerte schädliche Emotionalität und mit Sachlichkeit über unsere Probleme zu reden und gemeinsame Lösungen zu finden, können wir diese unsere Umwelt, die unser aller gemeinsame Lebensgrundlage ist, retten und in einem für uns alle akzeptablen Zustand erhalten. Dazu gehört – und ich weiß genau, dass es in einer „Null-Bock-Generation“ unpopulär ist, dies zu sagen – ein gerüttelt Maß an Opferbereitschaft. Größere Verantwortung schließt die Bereitschaft ein, aus

Einsicht in die Gesamtzusammenhänge Opfer zu bringen, auf Liebgewordenes zu verzichten. Wir Jäger und Förster müssen hierbei voran gehen, wir haben Jagd in dienender Funktion zur Landeskultur und zugleich das Wild als Teil dieser Landeskultur zu sehen, wir sollten großräumige Planungen und kleinräumige flexible Lösungen miteinander verbinden, wir müssen gute, der Sache gerechte Kompromisse schließen. Wir sollten Modelle (auch Modelle kooperativer Raumnutzung durch Menschen und Tiere gemeinsam) schaffen, wir sollten kreativ und offensiv sein. Wir sollten „PR nach innen“ und „PR nach außen“ machen, d.h. Informationen nach innen, zu den Jägern und Förstern, und nach außen, zur nicht jagdlichen und nicht forstlichen Öffentlichkeit, geben.

Jagd – und damit „sustainable use of wild species“ im Sinne der von der IUCN – The World Conservation Union in Perth/Australien im November/Dezember 1990 gefassten Beschlüsse – ist wie Forst und die damit verbundenen Nutzungen und Funktionen nicht eine Frage einzelner Parteien, nicht eine Frage von Parteienpolitik, sondern eine gesamtgesellschaftliche Frage, die alle Parteien angeht, und die gemeinsam – quer durch alle Parteien – gelöst werden muss. Alle Parteien, alle Verbände, alle Gruppierungen, alle gesellschaftlichen Schichten, alle Altersgruppen sind aufgerufen, gemeinsam und in gegenseitigem Vertrauen in diesem Bereich tätig zu sein, um der Zukunft unserer Kinder willen.

Wir Jäger und Förster partizipieren in besonderem Ausmaß am Geschenk der Schöpfung, deren Schönheit und Gefährdung wir täglich vor Augen haben, die uns so viel Freude gibt und zugleich so viel verantwortungsbewusstes Handeln abverlangt: Wenn wir uns dieses Geschenks immer wieder neu bewusst werden, dann werden die „zwei Seelen ach in einer Brust“ wieder wie von selbst zusammenschmelzen.

Diesen Ende der 1980er Jahre von mir (aus meiner Kenntnis der deutschen Verhältnisse heraus) verfassten Vortragstext bringe ich hier bewusst unverändert – lediglich mit Zwischentiteln versehen – als eine Art jadkulturhistorisches Dokument zur Veröffentlichung, auch wenn sich z.B. im Kreis des Evolutionsverständnisses große Weiterungen ergeben haben. Denn den Kerngehalt meiner Aussagen halte ich auch heute noch für richtig und wichtig – selbst wenn der Text vor fast 30 Jahren, als Antwort auf die Auseinandersetzungen zwischen Förstern und Jägern sowie auf eine zunehmende Jagdfeindlichkeit vor allem in der städtisch geprägten Bevölkerung entstanden ist. Denn dies zeigt in meinen Augen ein Dilemma auf, das die Jäger bis heute trotz vieler Bemühungen nicht zu lösen vermochten: Wir haben gesicherte Erkenntnisse, wir haben gute Konzepte – aber unser Problem ist, dass wir viele – vor allem in der ständig mehr verstärkenden Bevölkerung – nicht erreichen, weil wir uns gegenüber den meist weitaus plakativeren, komplizierten Zusammenhängen oft unzulässig stark vereinfachenden, teilweise auch sehr aggressiv vorgetragenen Behauptungen anderer Interessengruppen nicht genügend Gehör verschaffen können.

Jagd gilt heute nach wie vor in den Augen vieler als elitäres, teures „Hobby“, Jägern wird oft die Lust am Töten und das Sammeln starker Trophäen als Motivation für ihren „Sport“

unterstellt. Dabei wird außer Acht gelassen, dass in unserer vom Menschen geschaffenen, heute in weiten Teilen vom Menschen übernutzten Kulturlandschaft ohne Jäger kein artenreicher, gesunder, dem Lebensraum angepasster Wildbestand möglich wäre und die Jäger in der Regel mit großem Engagement ihrem gesetzlichen Auftrag nachkommen. Denn Jagd ist in unserem Kulturkreis kein Sport und schon gar kein Hobby, sondern eine Verantwortung, eine dreifache Verantwortung für die Zukunft: eine Verantwortung gegenüber dem Wild und allen freilebenden Tierarten, eine Verantwortung für den Lebensraum des Wildes und eine Verantwortung gegenüber der Gesellschaft. In den ersten beiden Verantwortungsfeldern – gegenüber dem Wild und gegenüber dem Lebensraum des Wildes – können wir Jäger meines Erachtens recht gute Ergebnisse vorweisen. Doch bei der Verantwortung gegenüber der Gesellschaft sieht es nicht ganz so gut aus: Uns ist trotz aller Anstrengungen immer noch nicht gelungen, genügend Kenntnisse über das, was wir tun, an alle Kreise der Gesellschaft zu vermitteln. Denn Jagdfeindlichkeit beruht fast immer auf einem Mangel an Wissen, an Wissen von den Vorgängen in der Natur und von der Aufgabe der Jäger in dieser – ich wiederhole – von uns Menschen in verschiedenster Weise übernutzten Kulturlandschaft.

Meines Erachtens ist ein guter Zugang gerade für die mehr und mehr in großen Städten lebende Bevölkerung die Jagdkultur, denn das Interesse der Gesellschaft an der Kultur ist nach wie vor groß. Hier könnten wir Interesse wecken und Wissen auf unterhaltsame Weise vermitteln.

Zum Beispiel durch zwei, von vielen sicher als provozierend empfundene Aussagen:

„Die Geschichte der Menschheit ist eine Geschichte der Jagd“

Dieser von der Kulturgeschichte erhobene Anspruch hat sich aus vielen Forschungsergebnissen verschiedener geisteswissenschaftlicher Disziplinen – Vor- und Frühgeschichte, Anthropologie, Ethnologie, Archäologie, Soziologie, Sprachwissenschaft, Wissenschaften der bildenden Künste, Musikwissenschaft, Religionswissenschaft, Philosophie (um nur einige zu nennen) – wie auch naturwissenschaftlicher Disziplinen abgeleitet, wird aber immer wieder von verschiedenen Seiten angezweifelt. Erst in jüngster Zeit gelang es, dank modernster, neu entwickelter und verbesserter technischer Untersuchungsmethoden, Licht ins Dunkel der Tausende von Jahren dauernden Entwicklung des Menschen von den ersten Anfängen hin zum „*homo sapiens*“ zu bringen: Zu verdanken sind diese lange Zeit für unmöglich gehaltenen sensationellen Erkenntnisse dem Zusammenwirken verschiedener Wissenschaftler aus unterschiedlichen Wissenschaftszweigen in der ganzen Welt: der Archäologie, der Anthropologie – speziell den Paläoanthropologen – und der Genetik – speziell den Paläogenetikern und den Experten für Erbgutanalysen. Hacken und Spaten, Pinzetten und Spachteln, Pinsel und Lupen auf der einen, extrem schnelle Decodiermaschinen für das menschliche Erbgut und leistungsstarke Computer auf der anderen Seite führten zur Entschlüsselung des „Wunderwerks“ der Evolution des Menschen zum „*homo sapiens*“.

„Mitten im Leben sind wir von Jagd umgeben“

Diese von der Jagdkulturwissenschaft auch auf unsere heutige Zeit bezogene These stößt wohl bei weiten Bevölkerungskreisen auf Unverständnis. Dabei spielt die Jagd in unserer alltäglichen Sprache nach wie vor eine große Rolle: Wenn uns etwas „durch die Lappen geht“, wenn wir bei jemandem „auf den Busch klopfen“, wenn wir ein ungestümes Kind einen „Wildfang“ nennen, wenn wir jemandem „auf den Leim gehen“ und... und... und... – die Reihe ließe sich noch lange fortsetzen – dann bedienen wir uns bester Jagdterminologie (aus den Sparten Eingestelltes Jagen oder Lappjagd, Hasenjagd, Falknerei und Vogelfang). Auch wenn wir einen „Schnappschuss“ „schießen“, bewegen wir uns auf ursprünglich jagdlichem Terrain. Ebenso wenn wir uns umblicken: Nicht nur Schlösser, Bücher, Bilder, Kunstobjekte, sondern auch Landschaftsformen oder Schneisen in Wäldern geben uns Auskunft über die hier früher ausgeübten Jagdtechniken – etwa Eingestelltes Jagen oder Parforcejagd. Und ein geübtes Auge konnte vor 40 Jahren in manchen Teilen des Nürnberger Reichswaldes noch erkennen, wo früher einer der zahlreichen Vogelherde installiert war. In der Natur, im Rechtssystem und in fast allen Sparten von Kunst und Kultur finden wir bei genauerem Hinschauen noch heute viele Spuren von der Jagd und unserer Existenz als (Sammler und) Jäger.

Wir sollten die Gelegenheit wahrnehmen, uns als Jäger in der Gesellschaft auch auf kulturellem Gebiet klar zu positionieren:

Modernes Jagen ist weder Sport noch Hobby, sondern Verantwortung gegenüber dem Wild, seinem Lebensraum und unserer Gesellschaft. Als 1972 der Club of Rome „Die Grenzen des Wachstums“ und 1979 der deutsch-israelisch-amerikanische Philosoph Hans Jonas „Das Prinzip Verantwortung – Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation“ veröffentlichten, lieferten diese Schriftstücke eine kulturgeschichtliche Basis für unser heutiges jagdliches Handeln: Der Jäger erfüllt seinen gesellschaftlichen Auftrag, einen artenreichen, gesunden, dem Lebensraum angepassten Wildbestand zu erhalten und nachhaltig zu nutzen, was auch die Regulation der Wildpopulation beinhaltet, als „frei gewählte Verantwortung für die Zukunft“ und wird damit zum „Anwalt des Wildes“.

Für uns Jäger ist Jagd Verantwortung und Freude zugleich, sie ist Passion: bereits vor Sonnenaufgang bis in die späte Dämmerung hinein zu pirschen oder draußen zu sitzen, die Natur um uns herum mit allen Sinnen wahrzunehmen, zu sehen, zu lauschen, zu riechen, zu fühlen. Jede kleine Veränderung, aufgeregtes Zwitschern oder Verstummen von Vögeln, raschelndes Laub, knackende Äste, neue Gerüche, wechselnde Windrichtungen – alles kann uns etwas sagen, erfordert unsere volle Aufmerksamkeit. Wer stundenlang unbeweglich mit angespannten Sinnen in einer „Art entspannter Anspannung“ die Natur in sich aufnimmt, selbst ein Teil dieser Natur wird, spürt und erkennt, wie aufeinander abgestimmt, ineinandergreifend, gegenseitig abhängig, wunderbar gefügt alles in uns und in unserer Umwelt ist, fühlt „Ehrfurcht vor dem Leben“ im Sinne Albert Schweitzers.

Verantwortungsbewusstes Jagen ist ohne „Wahrnehmen mit allen Sinnen“ und „Wertschätzung der Natur“ undenkbar. Dies bedeutet für uns Jäger bei zunehmender Verstädterung und Technisierung unseres alltäglichen Lebens eine neue wichtige Aufgabe: Wir haben an alle, die aufgrund sozialer oder kultureller Bedingungen nicht das Glück hatten, solch intensives Wahrnehmen der Natur und die daraus folgende Wertschätzung selbst zu erleben, diese Erfahrungen „weiterzugeben“. So können wir vor allem der Jugend ein Gegengewicht zu den drei ihr Leben immer

mehr bestimmenden „digitalen W“s – www. – in Form der drei „humanen W“s – „wahrnehmen“, „wertschätzen“, „weitergeben an andere“ – anbieten. Gerade durch unser jagdliches Tun kennen wir Jäger sehr gut die ersten beiden „W“s, doch mit dem dritten „W“ – dem Weitergeben unserer Erfahrungen an Nichtjäger – hapert es noch immer. Hier liegt heute ein besonderer gesellschaftlicher Auftrag an uns, den wir intensiv und eventuell sogar etwas aggressiv angehen sollten: „Der Worte sind genug gewechselt, lasst uns endlich Taten seh'n“.